

Einleitung

Der vorliegende Sammelband dokumentiert in weiten Teilen eine Tagung, die unter dem Titel "Das Sagbare und das Unsagbare" am 8. und 9. März 2003 im Hörsaal der Nervenklinik der Charité Berlin stattfand und, mit freundlicher Unterstützung von Andreas Heinz, dem ärztlichen Leiter der Klinik, von der Gesellschaft für Philosophie und Wissenschaften der Psyche (GPWP) organisiert wurde.

Angeregt wurde das Thema der Tagung durch drei Fragen: Die erste Frage war die nach den Grenzen des sprachlichen *Zugangs* zum Psychischen. In dieser mehr methodischen Frage kam, als eine *äußere* Grenze sprachlicher Artikulation, vor allem das *Vor- und Nichtsprachliche* psychischer Prozesse in den Blick. Die zweite Frage war die nach der sprachlichen *Verfasstheit* des Psychischen. Hier ging es im Wesentlichen um die *innere* Grenze der sprachlichen Artikulation des Psychischen, also um ein möglicherweise *Unaussprechliches*. Und schließlich wurde, vor dem Hintergrund von Erfahrungen mit schwersten psychischen Erkrankungen, auch die Frage nach dem möglichen *Zerfall* sprachlicher Strukturen gestellt, wie er sich z.B. in der sprachlosen Angst der Wahnstimmung zeigt.

Die Antworten, die auf diese Fragen im Rahmen der Tagung gegeben wurden, waren *philosophischer*, *psychiatrischer* und *psychoanalytischer* Natur. Allerdings erheben diese Kategorisierungen nicht den Anspruch, definite Kennzeichnungen der einzelnen Beiträge selbst zu sein oder deren thematischen Horizont einzugrenzen. Sie geben dem Leser lediglich eine grobe Orientierung und sollen den jeweiligen Arbeitsschwerpunkt der Autoren verdeutlichen (vgl. hierzu im Anhang auch das Autorenverzeichnis).

Die primär *philosophischen* Beiträge des Bandes nähern sich der Frage nach dem Vor- und Nichtsprachlichen, Unaussprechlichen und Unsagbaren aus unterschiedlichen Perspektiven: aus der eines hermeneutisch-reflexiven (Hogrebe) und kulturspezifischen Sinnverstehens (v. Braun) sowie der eines historisch-performativen Sinnerzeugens (Kupke).

Wolfram Högbe konstatiert in seinem Beitrag über Mantik und Hermeneutik einen "unfriendly take over" der Mantik durch die Hermeneutik und zeigt anhand des Unterschieds von deklarativem und performativem Interpretieren, dass Verstehen nicht schon hermeneutisch sprachlicher, sondern stets auch mantisch nichtsprachlicher Natur ist. Insofern plädiert Högbe – im Sinne einer Rückgewinnung der Mantik aus der Hermeneutik – für eine Theorie informeller Wissens- und subsemantisch-registrierender Existenzformen, die sich dem nicht-propositionalen Eigensinn von Empfindungen zuwendet und in ihnen einen Minimalanimismus anerkennt, ohne den, so der Bonner Philosoph, unser Gegenstandsbezug, d.h. unsere Referenzialität oder Intentionalität kollabieren würde.

Christian Kupke wiederum macht deutlich, dass wir uns die Konstitution sprachlich-symbolischen (bei Högbe semantischen) und nichtsprachlich-semiotischen (bei Högbe subsemantischen) Sinns nicht aus den negativen und binären Strukturierungen der Sprache und des semiotischen Codes selbst erklären können, sondern hierzu – noch über das Vor-, Nichtsprachliche und Unausprechliche hinaus – auf ein Unsagbares rekurren müssen, das sich gleichwohl an der Sprache und an der Semiose selbst (im Sinne einer implementären Dialektik) erweise. Zwar werde Sinn unzweifelhaft auf der Grundlage solcher Codes konstituiert und sei auch nur durch sie verständlich, aber im performativen Akt des Sagens mache sich dennoch ein individuelles und subversives, im Gesagten nicht mehr sagbares Mehr-Sagen geltend, dessen psychoanalytisch zu erhellender Triebgrund nur um den Preis einer Fetischisierung von Sprache und Ordnung zu verleugnen sei.

In ihrem Beitrag über das Sagen und Versagen der Erinnerung nähert sich *Christina v. Braun* diesem unzweifelhaft subversiven Potential des Unsagbaren aus einer eher kulturtheoretischen und kulturgeschichtlichen Perspektive. Mit einer ähnlichen diskursstrategischen Zielrichtung, wie sie in den Texten von Högbe und Kupke zu finden ist, weist sie darauf hin, dass angesichts des geschriebenen, kanonisierten ("männlichen") Wortes mittlerweile das unmittelbar an den Körper gebundene, einer oralen Tradition verpflichtete ("weibliche") Sprechen in den Untergrund gegangen und dort zur "Stillen Post" geworden sei. In der Krypta dieses Untergrundes würden, so die Berliner Kulturwissenschaftlerin, Geheimnisse als individuelle Erinnerungen weitergegeben, die gerade deshalb nicht vergehen dürften, weil sie nie laut gesagt wurden. In diesem Sinne würden sie sich einerseits als gemeinschaftsbildend erweisen, auf der anderen Seite aber auch – aufgrund der ste-

tigen Herausforderung, die sie für den Kanon der jeweiligen Kultur darstellen – zum Motor der Innovation und des Fortschritts werden.

Die im weitesten Sinne *psychiatrischen* Beiträge des Bandes zeichnen sich dadurch aus, dass sie sowohl auf literarische (Emrich) als auch phänomenologische (Heinze und Fuchs) sowie auf erkenntnistheoretische (Sass) und wissenschaftstheoretische (Wiggins) Einsichten zurückgreifen.

Der Hannoveraner Psychiater *Hinderk M. Emrich* weist in seiner Interpretation eines Romanfragments von Ingeborg Bachmann darauf hin, dass sich offenbar bestimmte philosophische Einsichten, wenn überhaupt, nur in lyrischer oder dichterischer Form verständlich machen lassen. Diese Überzeugung war bei Bachmann, so Emrich, in einem tiefen Gespür für die exekutive Macht der Sprache gegründet, einer Macht, die Verständlichkeit nur um den Preis erringen könne, dass sie alles, was ist, alles Seiende zum Fall mache (gemäß der Wittgensteinschen Formel "die Welt ist alles, was der Fall ist"). Vor dieser Macht sei aber das Unsagbare – als Voraussetzung und Möglichkeitsbedingung des Sagbaren – gerade im Sagen selbst zu schützen; und dies sei die Aufgabe der literarischen Kunst.

In seinem an Karl Jaspers orientierten Beitrag über Sprache und Verstehen in der Psychopathologie geht *Martin Heinze* ebenfalls der Frage nach dem Verhältnis von Macht und Ohnmacht der Sprache nach, ohne allerdings – im Für und Wider von Verstehen und Nicht-Verstehen – ein radikal Unsagbares anzuerkennen. Das so genannte "Jaspersche Unverständlichkeitstheorem" besage nicht, so Heinze, dass es ein solches prinzipiell Unausdrückbares gebe, sondern nur, dass ein vom Patienten ausgedrückter Sinn vom Psychiater nicht immer restlos verstanden werden könne. Jaspers habe die Sprache, seinem phänomenologischen Ansatz gemäß, sehr weit, nämlich als das Gesamtfeld des dem Menschen möglichen Ausdrucks, also auch des leiblichen Ausdrucks verstanden. Insofern finde sinnhafter Ausdruck auch da noch statt, wo das Sprechen längst aufgehört habe, und teile sich das in diesem Sinne Unsagbare dennoch, bspw. in der Gestik und der Mimik des Patienten, mit.

Thomas Fuchs fasst in seinem Versuch einer Phänomenologie des Unsagbaren neben den gestischen und mimischen Akzenten auch das Verstummen und Schweigen von Menschen als Indizien für das Unsagbare auf. Er stellt sich die Frage nach der Reichweite des sprachlichen Zugangs zum Psychischen und kommt hier, in ähnlicher Weise wie Emrich und Heinze, zu dem Ergebnis, dass sich uns die Realität

auch gerade da zeige, wo wir keine Worte mehr finden. Insgesamt gebe es vier Erlebnisdimensionen, die sich dem sprachlichen Zeichen entziehen: die Dimension des Leiblichen und Zwischenleiblichen (zu der auch die sprachunabhängige Sinnstruktur des Unbewussten gehöre), die Dimension der komplexen und nuancierten, also der synästhetisch, atmosphärisch und emotional gefärbten Wahrnehmungen, die Dimension des Einzelnen im Sinne der bekannten philosophischen Formel "individuum est ineffabile" und schließlich die Dimension der Lebens- und Erlebenszusammenhänge selbst, deren Dynamik sprachlich nur unzureichend erfasst werden könne.

Der amerikanische Psychiater *Louis Sass* hat in seinen bisherigen Arbeiten immer wieder darauf aufmerksam gemacht, dass schizophrene Patienten nicht nur aufgrund von kognitiven Beeinträchtigungen verstummen, sondern auch deshalb, weil die Fremdheit und Einzigartigkeit ihrer affektiven Erfahrungen deren sprachlichen Zugang versperre. Eine der Schwierigkeiten, auf die Sass im vorliegenden Beitrag hinweist, besteht darin, dass das affektive Leben und Erleben von Schizophrenen oft widersprüchlichen Charakter aufweist. In einer Analyse von Mustern der Leiblichkeits-, Sinnes- und Phantasiefahrung von Schizophrenen und anhand einer detaillierten Interpretation von Äußerungen des schizophrenen Art-Brut-Künstlers Adolf Wölfl unternimmt Sass den Versuch, den Sinn dieser widersprüchlichen Affektivität auszuleuchten. Er zeigt, dass die schizophrene Erfahrung uns auch deshalb als widersprüchlich erscheint, weil sie tatsächlich an eine Dimension des Unsaßbaren rührt und weil gerade ihr die fokussierte und objektivierende Aufmerksamkeit des Schizophrenen gilt.

Aus einer wissenschaftstheoretischen Perspektive, die wieder stärker an philosophische Fragen rührt, die schon in den Beiträgen von Högbe und Kupke thematisch waren, stellt sich der amerikanische Philosoph und Psychiater *Osborne Wiggins* die Frage nach der Legitimität des Anspruchs einer Naturalisierung des Geistes. Der Zusammenhang dieser speziellen und – angesichts der Dominanz der Neurobiologie – hochaktuellen Fragestellung mit dem Thema des vorliegenden Buches ergibt sich daraus, dass gerade das in der Psychiatrie oft direkt nicht Saßbare, sondern phänomenologisch nur Umschreibbare im Naturalisierungsprogramm der Neurowissenschaften wieder einem direkten sprachlichen Zugang und damit einer positiven, substanzialistischen Ontologie überantwortet wird. Wenn nach Quines These die Naturwissenschaften zum Schiedsrichter darüber werden, ob etwas ist oder nicht ist, so werden sie damit – versteht man das "ist" als das des prädi-

kativen Seins – auch zum Schiedsrichter über das Sagbare. Gegen eine solche Anmaßung verwahrt sich der Text von Osborne Wiggins, indem er, anknüpfend an Edmund Husserl und Aaron Gurwitsch, zweierlei zeigt: dass die vorwissenschaftliche Lebenswelt mit ihrer engen Bindung linguistischer an vorlinguistische Bedeutungen das Fundament aller Bedeutungen darstellt und dass der Naturalismus mit dieser vorwissenschaftlichen Stufe der Erfahrung unvereinbar ist bzw. den Kontakt mit ihr, anders als die Kultur- und Sozialwissenschaften, verloren hat.

Die *psychoanalytischen* Beiträge, die den Band abschließen, gründen sich auf ein jeweils unterschiedliches Verständnis von Psychoanalyse – auf das von Freud (Pilgram), von Laplanche (Hock) und Lacan (Waltz) –, kommen aber darin überein, dass die Psychoanalyse, aufgrund ihrer Theorie des Unbewussten, in ganz besonderer Weise dazu prädestiniert sei, über das Unsagbare zu sprechen.

Von der in der analytischen Praxis oft erfahrbaren Unsagbarkeit der Wünsche und von der Schwierigkeit des Zur-Sprache-Kommens dieser Wünsche handelt der Beitrag des Berliner Psychoanalytikers *Frank Werner Pilgram*. Ausgehend von der Bemerkung einer seiner Analysantinnen ("Ich habe keinen Trieb") zeigt der Autor, dass, auch wenn man nichts "sagt" oder nichts "hat" (z.B. keinen Trieb), es dennoch unmöglich sei, nichts zu sagen, nicht zu begehren, keinem Mangel zu unterliegen. Die Psychoanalyse sei, so Pilgram, die beständige Decouvrierung jener Hybris des Subjekts, es könne das eigene Unbewusste mit seinem widersprüchlich mannigfachen Triebchaos einmal gänzlich kolonisieren. Gerade die zitierte Äußerung der Analysantin über das Schweigen der Triebe zeige, dass ein solches Schweigen unmöglich sei. Als Einklagen von Triebbefriedigung sei diese Äußerung vielmehr eine jener vielfältigen Formen, das Unsagbare in der Analyse dennoch zu sagen.

In seinem Beitrag über Sprachgrenzen und Sprachentgrenzung in der Psychoanalyse zeigt *Udo Hock*, dass Freud sich eines Sprachbegriffes bediente, der (in ähnlicher Weise wie der von Karl Jaspers; vgl. den Beitrag von Martin Heinze) die gebräuchliche Wortbedeutung von Sprache "entgrenzt": Da zu den "Dialekten" des Unbewussten nach Freud auch die Bilder-, Gebärden- und Gedankensprache gehöre, werde das Wort für die Psychoanalyse gerade als auditive Erinnerungsspur relevant, die sich in ihrem Status in nichts von Erinnerungen anderer sensorischer Herkunft (visuell, taktil, olfaktorisch) unterscheide. Hier, so Hock, knüpfe Laplanche mit seiner These an, dass die Sprache unter dem Einfluss des Unbewussten selbst zum Symptom werde und der